

Ich bin ein amerikanischer Arzt, der nach Gaza gereist ist. Was ich sah, war kein Krieg - es war Vernichtung

Ende Januar verließ ich mein Zuhause in Virginia, wo ich als plastischer und rekonstruktiver Chirurg arbeite, und schloss mich einer Gruppe von Ärzten und Krankenschwestern an, die mit der humanitären Hilfsorganisation MedGlobal nach Ägypten reisten, um im Gazastreifen Freiwilligenarbeit zu leisten.

Ich habe schon in anderen Kriegsgebieten gearbeitet. Doch was ich in den folgenden 10 Tagen in Gaza erlebte, war kein Krieg - es war Vernichtung. Mindestens 28.000 Palästinenser wurden durch die israelische Bombardierung des Gazastreifens getötet. Von Kairo, der ägyptischen Hauptstadt, fuhren wir 12 Stunden nach Osten zur Grenze bei Rafah. Wir fuhren an kilometerlang geparkten Lastwagen mit humanitären Hilfsgütern vorbei, weil sie nicht nach Gaza einreisen durften. Abgesehen von meinem Team und anderen Gesandten der Vereinten Nationen und der Weltgesundheitsorganisation waren nur wenig andere Menschen vor Ort.

Als wir am 29. Januar den südlichen Gazastreifen betraten, wohin viele aus dem Norden geflohen sind, fühlten wir uns, als wären wir die ersten Seiten eines dystopischen Romans. Unsere Ohren waren vom ständigen Brummen der Überwachungsdrohnen, die permanent über uns kreisten, wie mir gesagt wurde, taub. Unsere Nasen wurden vom Gestank von 1 Million vertriebener Menschen verschlungen, die auf engem Raum ohne angemessene sanitäre Einrichtungen leben. Unsere Augen verloren sich in einem Meer von Zelten. Wir wohnten in einem Gästehaus in Rafah. Unsere erste Nacht war kalt, und viele von uns konnten nicht schlafen. Wir standen auf dem Balkon und hörten die Bomben und sahen den Rauch aus Khan Yunis aufsteigen.

Als wir uns am nächsten Tag dem European Gaza Hospital näherten, standen dort Reihen von Zelten, die die Straßen säumten und blockierten. Viele Palästinenser strömten zu diesem und anderen Krankenhäusern in der Hoffnung, dass sie dort einen Zufluchtsort vor der Gewalt finden würden - doch sie lagen falsch.

Die Menschen strömten auch in das Krankenhaus: Sie lebten in Fluren, Treppenhäusgängen und sogar in Abstellkammern. Die einst breiten Gänge, die von der Europäischen Union für den regen Verkehr von medizinischem Personal, Krankentragen und Geräten angelegt worden waren, waren nun auf einen einzigen Durchgang reduziert. Auf beiden Seiten hingen Decken von der Decke, um kleine Bereiche für ganze Familien abzugrenzen und ein wenig Privatsphäre zu bieten. Ein Krankenhaus, das für etwa 300 Patienten ausgelegt war, hatte nun Mühe, mehr als 1.000 Patienten und Hunderte von Schutzsuchenden zu versorgen.

Es gab nur eine begrenzte Anzahl von Chirurgen vor Ort. Uns wurde gesagt, dass viele von ihnen getötet oder verhaftet worden waren und ihr Aufenthaltsort oder sogar ihre Existenz unbekannt war. Andere waren in den besetzten Gebieten im Norden oder in nahe gelegenen Orten gefangen, wo es zu riskant war, zum Krankenhaus zu fahren. Es gab nur noch einen örtlichen plastischen Chirurgen, der das Krankenhaus rund um die Uhr betreute. Da sein Haus zerstört worden war, wohnte er im Krankenhaus und konnte seine gesamte persönliche Habe in zwei kleine Handtaschen packen. Eine Geschichte dieser Art wurde unter den verbliebenen Mitarbeitern des Krankenhauses nur allzu häufig erzählt. Dieser Chirurg hatte noch Glück, denn seine Frau und seine Tochter waren noch am Leben, während fast alle anderen Mitarbeiter des Krankenhauses den Verlust ihrer Angehörigen betrauernten.

Ich begann sofort mit der Arbeit, führte 10 bis 12 Operationen pro Tag durch und arbeitete 14 bis 16 Stunden am Stück. Der Operationssaal bebte oft durch die ständigen Bombeneinschläge, manchmal sogar alle 30 Sekunden. Wir operierten unter unsterilen Bedingungen, die in den Vereinigten Staaten

undenkbar gewesen wären. Wir hatten nur begrenzten Zugang zu wichtigen medizinischen Geräten: Wir amputierten täglich Arme und Beine mit einer Gigli-Säge, einem Werkzeug aus der Zeit des Bürgerkriegs, das im Wesentlichen aus einem Stück Stacheldraht besteht. Viele Amputationen hätten vermieden werden können, wenn wir Zugang zu medizinischer Standardausrüstung gehabt hätten. Es war mühsam, alle Verletzten im Rahmen eines Gesundheitssystems zu versorgen, das völlig zusammengebrochen ist.

Ich hörte meinen Patienten zu, als sie mir ihre Geschichten zuflüsterten, während ich sie zur Operation in den Operationsaal rollte. Die meisten hatten in ihren Häusern geschlafen, als sie bombardiert wurden. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Glücklichen auf der Stelle starben, entweder durch die Wucht der Explosion oder weil sie unter den Trümmern begraben wurden. Die Überlebenden mussten stundenlang operiert und mehrfach in den Operationsaal gebracht werden, während sie den Verlust ihrer Kinder und Ehepartner betraueren. Ihre Körper waren mit Schrapnellen übersät, die chirurgisch Stück für Stück aus ihrem Fleisch gezogen werden mussten.

Ich habe aufgehört zu zählen, wie viele zu Waisen gewordene Kinder ich operiert habe. Nach der Operation wurden sie irgendwo im Krankenhaus abgelegt, ohne dass ich wusste, wer sich um sie kümmern würde oder wie sie überleben würden. Einmal wurde eine Handvoll Kinder, alle im Alter von 5 bis 8 Jahren, von ihren Eltern in die Notaufnahme gebracht. Alle hatten einzelne Schüsse von Heckenschützen in den Kopf bekommen. Die Familien waren auf dem Rückweg zu ihren Häusern in Khan Yunis, etwa 2,5 Meilen vom Krankenhaus entfernt, nachdem sich die israelischen Panzer zurückgezogen hatten. Doch die Scharfschützen waren offensichtlich zurückgeblieben. Keines dieser Kinder überlebte.

An meinem letzten Tag, als ich zu dem Gästehaus zurückkehrte, von dem die Einheimischen wussten, dass darin Ausländer untergebracht waren, kam ein kleiner Junge auf mich zu und überreichte mir ein kleines Geschenk. Es war ein Stein vom Strand mit einer arabischen Inschrift, die mit einem Filzstift geschrieben war: "Aus Gaza, mit Liebe, trotz des Schmerzes". Als ich zum letzten Mal auf dem Balkon stand und auf Rafah blickte, hörten wir die Drohnen, die Bombardierungen und die Maschinengewehrsalven, aber etwas war diesmal anders: Die Geräusche waren lauter, die Explosionen waren näher.

In dieser Woche haben die israelischen Streitkräfte ein weiteres großes Krankenhaus in Gaza gestürmt, und sie planen eine Bodenoffensive in Rafah. Ich fühle mich unglaublich schuldig, dass ich abreisen konnte, während Millionen Menschen gezwungen sind, den Albtraum in Gaza zu ertragen. Als Amerikaner muss ich daran denken, dass unsere Steuergelder für die Waffen bezahlt wurden, die wahrscheinlich meine Patienten dort verletzt haben. Diese Menschen wurden bereits aus ihren Häusern vertrieben und können nirgendwo anders hin.

Irfan Galaria ist Arzt mit einer Praxis für plastische und rekonstruktive Chirurgie in Chantilly, Virginia